

Konzepte der Kulturwissenschaften. Theoretische Grundlagen – Ansätze – Perspektiven, hrsg. von ANSGAR UND VERA NÜNNING, Stuttgart (Metzler) 2003, X + 388 S.

Der vorliegende Sammelband befasst sich mit Theorien, Modellen und Methoden und möchte dabei „einen systematischen und umfassenden Überblick über die verschiedenen Ansätze“ der Kulturwissenschaften bieten. Der Klappentext verspricht „theoretische Grundlagen und Schlüsselbegriffe“, und als Publikum wird der wissenschaftlichen Nachwuchs und Studierende anvisiert.

Der Band beginnt mit einer Einführung der Herausgeber, Ansgar und Vera NÜNNING, in der die „Polyphonie“ sowie die „Vielzahl konkurrierender Ansätze“ und „unterschiedlicher Entwürfe“ (2), kurz die Methodenvielfalt, der Kulturwissenschaften betont wird. Die Auswahl der in den fünfzehn Originalbeiträgen besprochenen Konzepte musste freilich beschränkt werden und sie erfolgte nach folgenden, vom Herausgeberpaar vorgegebenen Kriterien: Die vorgestellten Ansätze und Entwürfe sollten über einen hohen Grad an Ausarbeitung verfügen, zu einer Vielzahl ertragreicher Studien geführt haben und als anschluss- und entwicklungsfähig ausgewiesen sein.

Gleich zu Beginn wird auch deutlich zum Ausdruck gebracht, dass sich im Rahmen deutscher Anglistik und Germanistik betriebene Kulturwissenschaft von *Cultural Studies* anglophoner Prägung unterscheiden möchte, „zu deren Merkmalen eine marxistische Gesellschaftstheorie, eine ideologisch geprägte Zielsetzung und eine weitgehende Eingrenzung des Gegenstands auf die Populärkultur (*popular culture*) der Gegenwart zählen“ (4).

›Konzepte der Kulturwissenschaften‹ strebt vielmehr eine möglichst systematische Bestandsaufnahme der wichtigsten Konzepte (4) an. Wie ein roter Faden durchzieht daher die Forderung nach einem „methodisch-konzeptuellen Paradigma kulturwissenschaftlichen Arbeitens“ (2) den gesamten Band. Was hier angesprochen wird, ist das ganz grundlegende Problem, ob sich wissenschaftliches Arbeiten eher primär an Fragestellungen oder an Methoden orientieren soll. Es steht außer Zweifel, dass sich ein Band, der Konzepte vorstellt, vorab der Methodendiskussion widmen muss; allerdings sollte die primäre Funktion jeder Methode als Problemlösungsstrategie nicht aus den Augen verloren werden. Das versprechen die Herausgeber auch, denn sie hoffen, dass sich Studierende nach der Lektüre ihres Bandes leichter „für jene Problemlösungsstrategien entscheiden [werden können], die für den jeweiligen Gegenstand und die Fragestellung ihrer eigenen Arbeiten angemessen sind“ (15). Im Folgenden soll geklärt werden, wie sehr die einzelnen Beiträge dabei behilflich sind, Methoden und mögliche Fragestellungen zu koordinieren.

Auf das Einführungskapitel der Herausgeber folgt ein Überblickskapitel von Claus-Michael ORTH, das sehr ausführlich und gelehrig in Kulturbegriffe und Kulturtheorien einführt (›Kulturbegriffe und Kulturtheorien‹; 19–38). Wenn sich Anfänger und Orientierungssuchende die Zeit und das Fremdwörterbuch zur Hand nehmen, um sich Phrasierungen wie „... deren deterministische Relationen an die inversen Versuche der ‚materialistischen‘ Kulturtheorie des Marxismus erinnern, homologe Widerspiegelungsbeziehungen zwischen ...“ (26) zu Eigen zu machen, werden sie von Orth mit einer beeindruckenden Fülle von Wissen über Kulturtheorien belohnt. Der Autor stellt auch ein interessantes integratives Theoriemodell vor, das „die indirekte Konvergenz sowohl strukturalistischer [...] und diskurstheoretischer [...] als auch sozialphänomenologisch-interpretativer Kulturtheorien“ zu rekonstruieren und „die blinden Flecken beider Paradigmen im Rahmen einer ‚Theorie sozialer Praktiken‘ zu beheben“ (35) versucht.

Beim Autor des Beitrags zur Kultursemiotik, Roland POSNER, besticht, dass er sich nicht mit eventuellen Einwänden gegen die von ihm vorgestellten Konzepte aufhält, sondern ausschließlich und sehr anschaulich ihr hohes Leistungspotential erläutert (›Kultursemiotik‹; 39–72). Die Latte liegt hoch, denn Kultursemiotik „schafft“ nichts weniger als die „Voraussetzungen für die empirische Erfassung und vergleichende Beschreibung aller Kulturen der Welt“ (40). Der Artikel liefert zudem Klassifikationssysteme, Bezeichnungen und Raster für kulturelle Zeichenprozesse, deren

Allgemeingültigkeit durch Wendungen wie „man nennt“, „X heißt Y“, „faßt man zusammen als“ oder „Ausdruck X charakterisiert Y“ postuliert wird. Eingefleischte Kultursemiotikerinnen und -semiotiker werden Posners Beitrag sicher schätzen, da er die relevanten Theoreme affirmativ und ohne Erwähnung möglicher Gegenpositionen darstellt und daher insbesondere für Anfängerinnen und Anfänger klare Orientierung liefert. Konzepte sind jedoch, wie Nünning/Nünning in ihrer Einleitung sehr richtig anmerken, „gedankliche Entwürfe“, die für die Erprobung ihrer Tragfähigkeit der kritischen Auseinandersetzung bedürfen. Da manche der Einzelbeiträge ziemlich ausführlich auf die Kontroversen eingehen, die sich um die von ihnen vorgestellten Konzepte ergeben haben, ist daraus zu schließen, dass dieser reflexive Aspekt von den Herausgebern jedenfalls in ihren Vorgaben gewünscht war. Posners Beitrag kommt bedauerlicherweise ohne diese Ebene aus.

Wilhelm VOßKAMP ist es in seinem Beitrag ›Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft‹ (73–85) ein großes Anliegen, darauf zu verweisen, was es seiner Ansicht nach an Konzepten und Entwürfen noch nicht gibt, wobei es ihm im Besonderen um die Bewahrung der Sonderstellung von literarischen Texten geht. Im Speziellen vermisst er in Bezug auf Dekonstruktion, Poststrukturalismus und die Kulturanthropologie Geertz'scher Prägung ein „deutlicher formuliertes und strenger abgegrenztes theoretisches Konzept von Literaturgeschichtsschreibung“ (80). Mängel dieser Art ortet Voßkamp beim *New Historicism* und speziell bei Greenblatts Model der *cultural negotiations*. Der Autor bleibt allerdings mit Wendungen wie „deutlicher formuliert“ und „strenger abgegrenzt“ im Komparativ und beantwortet daher nicht die Frage, wovon ein „präziseres“ methodologisches Konzept eigentlich „strenger abgegrenzt“ sein sollte. Interessant und anregend werden Voßkamps Forderungen jedoch, wenn es ihm um den „besonderen ästhetischen Status der Literatur“ geht. Er versucht die Sonderstellung von Literatur an Begriffen wie „Überschuss“ und dem „prinzipiell Unverfügbaren“ festzumachen und begibt sich damit in die Nähe der Theoreme der irreduziblen Reste oder des Dritten Sinns (Barthes) und der Bedeutung der Affekte; alles Gebiete, die es wert wären, im Kontext der Kulturwissenschaften näher erforscht zu werden, und zwar nicht nur ausschließlich in Zusammenhang mit Texten, die das Etikett „Literatur“ tragen.

Im nächsten Kapitel führt Doris BACHMANN-MEDICK, die 1996 [1998] bei Fischer den sehr empfehlenswerten Band ›Kultur als Text. Die anthropologische Wende in der Literaturwissenschaft‹ ediert hat, in die ›Kulturanthropologie‹ ein (86–107). Wie schon ihre Einleitung zum Fischerband, so ist auch dieser Beitrag der Autorin überaus lesenswert. Es erscheint mir im Rahmen eines sich Konzepten der Kulturwissenschaften widmenden Bandes besonders wünschenswert, dass auf die sich wechselseitig stets befruchtende Verschränkung von Theoriebildung und konkretem Bezug auf die Praxis verwiesen wird, was die Autorin ausführlich tut. Bachmann-Medicks Beitrag benennt zudem die in den Kulturwissenschaften verwendeten Metaphern, wie Kultur als Text oder Leben als Schauspiel, eben als solche und macht damit klar, dass es sich beispielsweise bei der Rede von Kultur als Text um epistemologisches Werkzeug und nicht um eine ontologische Zuweisung handelt. Der Beitrag wird damit zu einem gut argumentierten Metatext, der Methoden wertfrei beschreibt und sie zu anderen Ansätzen emotionslos in Beziehung setzt.

Zudem scheut Bachmann-Medick auch nicht die selbstreflexive, kritische Auseinandersetzung mit den Methoden des eigenen Gegenstands, wenn sie beispielsweise ‚dichte Beschreibung‘ und ‚Prozesse des Aushandelns‘ einander gegenübergestellt und deren jeweiliges Problemlösungspotential auslotet. Wie die Autorin zutreffend anmerkt, leistet die Kulturanthropologie „nicht nur Zugänge für eine Anthropologisierung der Kultur. Sie ermöglicht auch eine kulturanthropologische Reflexion der Wissenschaften“ (103).

Harald NEUMEYER macht in ›Historische und literarische Anthropologie‹ (108–131), wie schon Bachmann-Medick vor ihm, deutlich, dass die Analyseverfahren der Anthropologie besonders geeignet sind, das Fremde, das man im Eigenen und in der Geschichte zu finden vermeint,

zu erhellen. Er verweist auf die Vorteile von Mikrountersuchungen, die dazu dienen können, Makroannahmen zu dekonstruieren, und stellt als Beispiele in seiner wohlsortierten Bibliographie reichlich Anschauungsmaterial zur Verfügung. Überdies macht er auch selbst konkret Vorschläge, wie manche Strategien umzusetzen wären. Leider liest sich Neumeyers Artikel gegen Ende zu wie die Wiederverwertung der Rezension eines Konferenzbandes und wird dann völlig eigentümlich, wenn der Autor in der dritten Person zur Selbstrezension eigener Arbeiten schreitet.

Bei der Lektüre des nächsten Beitrags, Moritz BASSLER zu ›New Historicism, Cultural Materialism und Cultural Studies‹ (132–155), kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass der Autor Konzepte vorstellt, die er selbst eigentlich nicht für vorstellungswürdig erachtet, wozu er sich aber verpflichtet fühlt, gilt er doch nach der Herausgabe des Fischer-Sammelbandes ›New Historicism. Literaturgeschichte als Poetik der Kultur‹, 1995 [2001], als Spezialist auf diesem Gebiet. Eine sehr lesenswerte Einführung in diesen Bereich ist Baßler auch im Sammelband ›Kulturwissenschaften. Forschung – Praxis – Positionen‹ (2002), herausgegeben von Lutz Musner und Gotthart Wunberg, gelungen.

Für ›Konzepte der Kulturwissenschaften‹ hat Baßler zwar einen gutstrukturierten und sprachlich sehr schönen Beitrag verfasst, dennoch scheint ihm die Begeisterung für die von ihm präsentierten anglophonen Formen der Beschäftigung mit Kultur abhanden gekommen zu sein. Baßler nörgelt mit leicht polemischem Unterton an seinen Gegenstandsbereichen herum, und bemängelt vor allem Anzeichen „semi- oder jedenfalls nicht allein akademischer Kultur“ (132), „engagierte und interventionistische Spielarten“ und den Mangel an „wohldefinierten methodischen Ansätzen“ und „ausformulierten theoretischen Optionen“ (133). „Gender Studies, Black Studies, AIDS-Studies, Postcolonial Studies, etc.“ angelsächsischer Prägung werden als nicht wissenschaftlich genug abgetan, da ihr „Skopus [...] mittlerweile jenseits historischer oder gar textueller Fragestellungen liegt“ (133). Baßler sehnt sich nach den „spezifischen Regeln der ausdifferenzierten Wissenschaftsdisziplinen“ und kann beispielsweise die von Neumeyer erwogenen Ergebnisse von Mikroanalysen gar nicht nachvollziehen, da er ihren Geltungsbereich für zu eng hält und er sich nicht mit kontingenten Resultaten zufrieden geben will. Baßlers kritisiert insbesondere am *New Historicism* das Fehlen „theoretisch konsistenten Konzepte“ und einer stringenten Systematik. Er schlägt daher strukturalistisches Arbeiten im Rahmen von „vollständigen Datenbanken und ausformulierter, überprüfbarer und variierbarer Suchbefehle“ vor, um „überprüfbare Repräsentativität“ (149) zu gewinnen.

Baßler moniert weiters die Wissenschaftlichkeit der Arbeit einer von ihm imaginierten Forscherin, die sich mit Gegenwartskultur befasst, „problematische Bereiche“ analysiert und sich Dingen annimmt, „die auf die politische Agenda gehören, wie institutionalisierte Vorurteile, Ausgrenzung, Diskriminierung“ (150). Gegen Ende seines Artikels heißt es dann: „Feminismus und Wissenschaft bleiben zwei miteinander letztlich unvereinbare Vorhaben, weil Parteilichkeit und gezieltes Engagement mit den wissenschaftstheoretischen Objektivitätsansprüchen nicht in Einklang zu bringen sind“ (152). Der Begriff der wissenschaftlichen Objektivität ist freilich weder unumstritten noch sakrosankt, setzt er doch ein in der Philosophie des 20. und 21. Jahrhunderts nicht mehr sehr häufig anzutreffendes Subjekt der Erkenntnis voraus, das universalistisch, von einem objektiven Standpunkt aus zu denken vermag. Zudem hat sich gerade die von Baßler abgelehnte engagierte feministische Wissenschaft zur Aufgabe gemacht, aufzuzeigen, wie gerade der Anspruch auf Objektivität partikuläre Standpunkte kaschieren könnte, eine Form der Problematisierung, die der Autor ignoriert. Wenig später möchte Baßler jedoch gönnerhaft „die Wissenschaft als Facette in einem feministischen Spektrum“ nicht missen und umgekehrt nicht „die feministische Facette im Methodenspektrum der eigenen Wissenschaft“ (153).

Astrid ERLLS Vorstellung des ›Kollektiven Gedächtnisses und der Erinnerungskulturen‹ (156–185) beschäftigt sich mit einem Konzept primär deutscher Provenienz und Prägung. Wenn Erll Jan Assmanns Buch ›Das kulturelle Gedächtnis‹ (1992) das „sicherlich einflussreichste

Buch zur kulturwissenschaftlichen Gedächtnistheorie“ (173) nennt, dann meint sie damit vorzugsweise den deutschsprachigen Kulturraum. Das „neue Paradigma“ (Erll in Anschluss an Jan Assmann) erfreut sich breiter lokaler Verbreitung, so dass kulturelles Gedächtnis und Assmann im deutschsprachigen Raum quasi als Synonyme zu werten sind. Erlls sehr fundierter Beitrag zeichnet penibel die historische Entwicklung der Theoreme der Erinnerungskulturen nach, indem sie Maurice Halbwachs' und Aby Warburgs Arbeiten aus den 1920er-Jahren vorstellt und sich später den „begrifflichen Differenzierungen verschiedener Formen von Gedächtnis und Erinnerung“ widmet. Erll streicht insbesondere die stringente Systematik und theoretische Konsistenz ihres Forschungsgegenstands hervor, wenn sie schreibt „zentrales Verdienst der Theorie des kulturellen Gedächtnisses ist, die Verbindung von Gedächtnis, Kultur und sozialen Gruppen systematisch, begrifflich differenziert und theoretisch fundiert aufgezeigt zu haben“ (171).

Gegen Ende des Beitrags klingt Kritik an den Konzepten der Gedächtniskulturen an, wenn Erll anmerkt, dass kollektive Gedächtnisse unter den Vorzeichen einer „gewissen Homogenität“ (180) funktionieren und außerdem eher zu historischen und hochkulturellen Analysen herangezogen werden als zu Analysen von populären Artefakten und Praktiken. Somit klärt sich gegen Ende des Beitrags der gemeinte Kulturbegriff und es wird auch klarer, dass der Gedächtnisbegriff zwar als „retrospektives Konstrukt“ angelegt ist, aber dann doch einen relativ kohärenten und statischen Rückblick bietet. Dem Prinzip der Wiederholung und der Wiederholbarkeit und der damit einhergehenden kontinuierlichen Veränderung aller beteiligten Variablen wird folglich im Bereich des kollektiven Gedächtnisses und der Erinnerungskulturen tendenziell weniger Bedeutung beigemessen.

Der nächste Beitrag, Ute DANIEL zur ›Kulturgeschichte‹ (186–204), gehört zu jenen, welche die Güte des Sammelbands ausmachen. Daniel hat bei Suhrkamp 2002 [2001] das sehr lesenswerte Kompendium ›Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter‹ herausgebracht. Im vorliegenden Artikel versucht die Autorin wissenschaftsgeschichtlich zu argumentieren, indem sie anschaulich historische „Problemkonstellationen“ der Kulturgeschichte beschreibt. Dazu gehört auch, dass sie für die Kulturwissenschaften des 21. Jahrhundert ein neues wissenschaftstheoretisches Paradigma ortet, das darin besteht, dass es „keinen verbindlichen Theorie- und Methodenkanon geben [kann], der für alle [...] Themen gültig sein soll“ (187). Daniel spricht an dieser Stelle die enge Verbindung von Thema und Methode an und entgeht damit der Gefahr Methoden absolut zu setzen und sie unabhängig von möglichen Themenstellungen abzuhandeln.

In ihren Abhandlungen über die Geschichte des Verhältnisses von Geschichte und Kultur wird überdies deutlich, dass die Suche nach einer allgemeinverbindlichen und anschlussfähigen Methode der Kulturwissenschaften schon den Methodenstreit der deutschen Geschichtswissenschaft um 1900 kennzeichnete. Schon damals ging es um nichts Geringeres als die Möglichkeit des Verlustes der Wissenschaftlichkeit des Faches. Daniel vermag trefflich zu zeigen, dass ein entspannteres Verhältnis mit der eigenen Wissenschaft vonnöten ist, auch wenn dadurch „die Vorstellung, es gebe eine vom Wissenschaftler durch Verfahren herstellbare Objektivität“ (200) entwertet wird. Theorien und Methoden mögen nach Daniel ihre „legitimierende Bedeutung verlieren“, „an Bedeutung für das wichtigste Geschäft wissenschaftlich arbeitender Menschen“ dabei jedoch gewinnen, „für die Aufgabe nämlich, gute Fragen zu stellen“ (200). Mit diesem Resümee liefert Daniel den meiner Meinung nach wichtigsten Denkanstoß im Rahmen eines Bandes, der sich Konzepten, Ansätzen und theoretischen Grundlagen widmet: Sie fordert keine bestimmte Methode ein, sondern sensibilisiert ihre Leserinnen und Leser für die nicht abschließbare kulturwissenschaftliche Arbeit an der Schnittstelle von Methode und Anwendung.

Bei der Lektüre von Rainer WINTERS Beitrag zur ›Kultursoziologie‹ (205–224) von wünscht man sich mitunter eine etwas kritischere Auseinandersetzung mit manchen theoretischen Konzepten, wie beispielsweise mit jenen der kreativen Alltagspraktiken, die Dick Hebdige für die Subkulturforschung der späten siebziger Jahre postulierte, oder dem prozesshaften Zivilisa-

tionsmodell eines Norbert Elias. Insgesamt würde man gerne Genaueres über die der Soziologie eigenen Fragestellungen und Themen sowie deren Methoden und Vorgangsweisen erfahren und nicht so sehr mit Schlagwörtern wie Macht, Konsum oder Erlebnis gefüttert werden.

Jürgen KRAMERS Beitrag zu ›Kulturpsychologie und Psychoanalyse als Kulturtheorie‹ (225–247) macht deutlich, dass Psychologie und Psychoanalyse nicht allzu leicht unter einen Hut zu bringen sind, was daran zu erkennen ist, dass der Beitrag in zwei Teile fällt, die nur wenig miteinander zu tun haben. Teil 1, zur Psychologie, bietet eine gute und sehr verständlich formulierte Einführung in natur- bzw. geisteswissenschaftliche Modelle der Psychologie und die jeweils dominierenden Vorstellungen von einerseits kulturellen Universalien, und andererseits von kulturspezifischen Differenzierungen. Kramer stellt verschiedene Ansätze kritisch vor, so dass deren jeweilige Stärken und Schwächen transparent werden, und bietet damit gute Inhaltspunkte für praktische Anwendungsmöglichkeiten. Für Teil 2, der sich mit der Psychoanalyse auseinandersetzt, kann man ein ähnlich gutes Zeugnis ausstellen, da auch hier das Für und Wider der zahlreichen von Freud inspirierten Modelle, wie beispielsweise das der Ethnopsychanalyse oder der Tiefenhermeneutik, diskutiert werden. Jacques Lacan und an ihn anschließende Konzepte werden leider nur sehr en passant erwähnt (242). Man mag von der Psychoanalyse Lacan'scher Prägung halten was man will, dass sie recht einflussreich war, oder ist – man denke nur an den Postkolonialismus oder die Filmwissenschaften – wird sich nicht leugnen lassen.

Als Nächstes kommt Peter FINKE zu Wort, der die zwischen den traditionellen Natur- und Kulturwissenschaften angesiedelte interdisziplinäre Neuschöpfung der Kulturökologie vorstellt, die auf system- und evolutionstheoretischen Modellen beruht (›Kulturökologie‹; 248–279). Die Kulturökologie formuliert sehr allgemeine und abstrakte Systeme und Kreisläufe, wobei Analogien zur „(belebten) Natur“ (251) zentral erscheinen, wenn Kultur als „Weitergabe von Information durch Verhalten und Kommunikation, im Gegensatz zur (belebten) Natur“ definiert wird, „die Informationen auf genetischem Wege weitergibt“ (251). Analog wird zwischen Genen als physischen Replikatoren oder Trägern der Weitergabe von Information, und Memen als nicht-physischen Replikatoren unterschieden. An manchen Stellen erscheint die Kulturökologie in diesem Beitrag jedoch als ein modischerer ‚Kulturpessimismus‘. So heißt es beispielsweise, „[...] im Unterschied zu den sogenannten ‚Naturvölkern‘ erleben gerade die sogenannten ‚Kulturvölker‘ ihre Kultur als ein völlig eigenständiges, von der natürlichen Basis abgetrenntes [...] System“ (260). Man fragt sich, ob dieser Befund aus der Perspektive der „sogenannten Naturvölker“ wohl genauso ausfiele. Nach einigen Bemerkungen, wie jene von den „Innenweltschäden“ und der postulierten „Zunahme der psychischen Krankheiten in der Gegenwart“ (266), glaubt man zu meinen, dass es früher, als wir noch alle „sogenannte Naturvölker“ waren, das Leben lebenswerter gewesen sein muss. Man könnte aber auch konstruktivistisch argumentieren und „die Zunahme psychischer Erkrankungen“ beispielsweise einer Änderung der Klassifikationssysteme zuschreiben. Kulturökologische Termini liegen allerdings im Trend: Energien, Synergien und Nachhaltigkeit sind Begriffe, die derzeit viele Bereiche des täglichen Lebens schmücken. Wie auch Finkes Beitrag anschaulich zeigt, sind Kulturökonomien von ihrem Ansatz überzeugt: Konkurrenzmodelle werden als „die traditionellen Kulturwissenschaften“ oder „die alte Kulturwissenschaft“ abgetan, für eine kritische Auseinandersetzung mit dem eigenen Bereich gibt es keinen Platz. Gegen Ende des Artikels lernen die Leserinnen und Leser, dass sie „meist erheblich dümmer“ (275) als die Natur agieren. Wo die Natur ihre Klugheit gelernt hat, beantwortet Finke leider nicht.

Die von Corinna ALBRECHT und Alois WIERLACHER vorgestellte Xenologie möchte einen Beitrag zum wissenschaftlich fundierten Umgang mit dem Fremden leisten (›Kulturwissenschaftliche Xenologie‹; 280–306). Letztlich geht es der Xenologie dabei um das Eigene im Fremden, beziehungsweise in den Worten der von Albrecht/Wierlacher zitierten Assmanns um „durch die Kenntnis des Anderen begründete Selbstaufklärung und Selbstdistanzierung“ (285). In letzter Konsequenz wird dieser Definition folgend das Fremde für das Eigene nutzbar gemacht, wozu die

Xenologie die passende Terminologie liefert. Die systematische Fremdheitslehre stellt sich daher Fragen wie die folgende: „Wie viel und welche Fremdheit braucht der Mensch zur Persönlichkeitsentwicklung, wie viel Fremdheit ist ihm wann und wie zumutbar?“ (291). Das Fremde hat „epistemische Funktion“ und „fermentive Kraft“, jedoch immer im Dienste eines vom Fremden klar unterscheidbaren Eigenen, zu dessen „Selbstaufklärung“ etc. es beiträgt. Die Xenologie verfolgt daher, könnte man behaupten, ein ethisches Programm und führt ein Wertesystem in die Kulturwissenschaft ein. Im Forschungsüberblick wird auch hier, wie schon in einigen Beiträgen zuvor, „ein Netz fächerübergreifender Leitbegriffe“ eingefordert, „ein apersonales, transindividuelles ‚Regime‘“ (290). Im Idealfall soll die Methodendiskussion also abgeschlossen sein, bevor wissenschaftliche Fragen gestellt werden.

Hans-Jürgen LÜSEBRINKS Beitrag zu ›Kulturraumstudien und der Interkulturellen Kommunikation‹ (307–328) kommt der landläufigen Auffassung von Kulturwissenschaft, wie sie in den Fremdsprachenphilologien in der Folge von Landeskunde betrieben werden, am nächsten. Nach einem historischen Überblick über die oft politisch motivierte Entwicklung der *Area Studies* im deutschsprachigen Raum nach dem Zweiten Weltkrieg erörtert der Autor das prinzipielle Problem der Fiktion eines homogenen Kulturraums. Im Gegensatz beispielsweise zu den Beiträgen von Finke oder Albrecht/Wierlacher präsentiert der Autor unterschiedliche Richtungen innerhalb der Kulturraumstudien und analysiert deren prinzipielle Stärken und Schwächen. In den Abschnitten über „interkulturelle Kommunikation“ wird auch der enge Bezug der Kulturraumstudien zur Sprachlehr- und -lernforschung deutlich. Das Bild eines kritisch ausgewogenen Beitrags wird nur dadurch geschmälert, dass die Darstellung des Konzepts der Hybridität vor allem an den Begriff von „genuin transkulturellen Regionen“ (322), wie der Karibik, gebunden wird, was das epistemologische Potential des Begriffs schmälert.

Im vorletzten Beitrag dieses Bandes beschäftigt sich Renate HOF in sehr anschaulicher und aufschlussreicher Weise mit der Geschlechterforschung innerhalb der Kulturwissenschaft (›Kulturwissenschaften und Geschlechterforschung; 329–350). Sie beginnt dabei mit einem historischen Überblick über die Anliegen insbesondere der feministischen Geschlechterforschung, die sich in Verschränkung mit geschlechtsabhängiger Erfahrung sozialer Realität begreift. Hof beschäftigt sich ausführlich mit der immer wieder aufflammenden Kritik an theoretischen ‚Importen‘ französischer oder anglo-amerikanischer Herkunft, wobei sie Argumente und Gegenargumente vorstellt. Sie endet mit einem Plädoyer für den Einbezug gesellschaftspolitischer, sozialer und institutioneller Bedingungen, wenn es um das Geschlechterverhältnis als Analysekatgorie geht, und spart auch nicht an Kritik an deutschen Kulturwissenschaftlern, die wie Böhme oder Kittler vor gesellschaftskritischem Engagement in den Wissenschaften warnen. Hof argumentiert im Gegensatz dazu für einen nicht abschließbaren Prozess der Theorienbildung, indem man sich dazu zwingt „den Universalitätsanspruch der eigenen Prämisse in Frage zu stellen und neu zu reflektieren“ (344). Die Autorin macht auch sehr treffend deutlich, dass nicht die Betonung der Konstruiertheit von sozialen Strukturen jene auch schon ändert, sondern plädiert für eine anschließende genaue Erforschung von Legitimierungsstrategien und Problematisierungen. Damit liefert Hof auch zugleich ein Instrumentarium, Beiträge dieses Bandes wie jenen zur Kulturökonomie kritisch zu hinterfragen. Hof spart aber auch nicht an Kritik am eigenen Bereich und liefert bei den Literaturangaben wertvolle Hinweise zur vertiefenden Diskussion von Problemen wie beispielsweise jenem der deutschen Übersetzung von *sex* und *gender*.

Der Verfasser des letzten, der ›Medienkulturwissenschaft‹ (351–370) gewidmeten Beitrags dieses Bandes, Siegfried J. SCHMIDT, grenzt sein „Layout einer Medienkulturwissenschaft“ klar von einer Kulturwissenschaft als Auffrischung für die deutschen Geisteswissenschaft ab, indem er zentrale Begriffe wie Medium, Kultur und Wissenschaft zu klären sucht. Schmidt vermag an dieser Stelle sehr anschaulich auf den Punkt zu bringen, worum es in jeder Wissenschaft eigentlich geht: „Eine Wissenschaft spricht nicht etwa über Gegenstände, sondern über Phänomene und

Probleme. Und diese gibt es nicht an sich, sondern nur für Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen“ (363). Andere Stellen des Beitrags, wie die folgende, sind leider weniger klar formuliert: „Die ‚theoriebautechnische‘ Konstruktion dieses Ansatzes ist ‚frei tragend‘, soll heißen, ich beginne nicht mit der Behauptung ontologischer Größen wie Kategorien und Differenzierungen, sondern der Prozeß der Orientierung im semantischen Raum schafft sich gewissermaßen eine eigene Ontologie qua Voraussetzung seiner Setzungen und Setzung seiner Voraussetzungen“ (356).

Wie die Herausgeber eingangs versprochen haben, handelt es sich bei ‚Konzepte der Kulturwissenschaften‘ um einen vielstimmigen Band. Die Idee, unterschiedliche Ansätze sowie verschiedene Formen von theoretischen Entwürfen vorzustellen ist sehr begrüßenswert, weil dadurch eine Vielzahl möglicher Grundlagen kulturwissenschaftlicher Forschung aus unterschiedlichen Fachrichtungen zur Diskussion gestellt sind.

Inter- und trans- und multidisziplinärer Zusammenarbeit wird im Umkreis der Kulturwissenschaften generell ein hoher Stellenwert beigemessen. Fragestellungs- und Themenorientiertheit als Grundvoraussetzungen kulturwissenschaftlichen Arbeitens werden jedoch gerne vernachlässigt. Auch die in manchen Beiträgen dieses Bandes beschworenen Methodenideale zielen an der Problemorientiertheit der Kulturwissenschaften vorbei. Es ist daher zu hoffen, dass immer wieder gute und neue Fragen zu möglichst vielen Themen gestellt werden, damit auch die ‚Konzepte der Kulturwissenschaften‘ in Schwung bleiben. Der vorliegende Band kann sicher einen wertvollen Beitrag dazu leisten.

Monika Seidl (Wien)